



ENDLICH NUR LESEN, SCHREIBEN UND
TRÄUMEN ...
SHAHEEN DILL-RIAZ

Shaheen Dill-Riaz wurde 1969 in Dhaka, Bangladesch geboren. Ende der 80er-Jahre engagierte er sich als junger Filmaktivist für die unabhängige Filmszene in Dhaka und arbeitete als Filmjournalist. 1992 kam er als Student nach Berlin. Nach dem Studium der Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin begann er 1995 ein Kamerastudium an der Filmuniversität Konrad Wolf in Potsdam-Babelsberg. In Eigenregie realisierte er 2002 seinen ersten abendfüllenden Dokumentarfilm „Sand und Wasser“. Nach weiteren Filmprojekten wie „Die glücklichsten Menschen der Welt“ (2005) und „Korankinder“ (2008) gewann er zwei Mal den Grimme Preis für seine Filmprojekte „Eisenschmeißer“ (2010) und „Der Vorführer“ (2012). Shaheen Dill-Riaz übernimmt Lehraufträge an Universitäten und bietet Blockseminare über Theorie und Praxis des Films an. 2010 war er „Artist in Residence“ des Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“ am Kulturwissenschaftlichen Kolleg der Universität Konstanz. Seit 2012 lebt er hauptsächlich in Wiesbaden und arbeitet als freischaffender Autor, Regisseur und Produzent in Europa und Südostasien. – Adresse: Mayalok Filmproduktion, Planufer 93a, 10967 Berlin. E-Mail: shaheen@dill-riaz.com.

Als ich 2014 erfuhr, dass ich als Fellow des Wissenschaftskollegs vorgeschlagen worden war, war ich etwas überrascht. Ich hatte nicht gedacht, dass ein Filmemacher wie ich die Aufmerksamkeit von Wissenschaftlern wecken könnte. Mein voreingenommenes Bild von einem Wissenschaftler, der logisch, rational, widerspruchsfrei sei und ständig bemüht, konkrete Antworten auf alle möglichen Fragen zu finden, stand konträr zu meiner eigenen Arbeit. Meine Filme basieren auf Beobachtung, entdecken oft unlogische,

irrationale und sich widersprechende Fakten im Leben, um komplexe Zusammenhänge anschaulich zu machen. Meistens bleiben viele Fragen offen, es werden sogar mehr aufgeworfen als beantwortet. Mein reduziertes, rudimentäres Bild von der Wissenschaft hat sich jedoch im Laufe meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg maßgeblich geändert. Ich war sehr angetan von der Offenheit und Neugierde, mit der die anderen Fellows meine Arbeit betrachteten. Einige der Wissenschaftler wirkten auf mich eher wie Künstler. Im Grunde war das gar keine neue Erkenntnis für mich, sondern bestätigte meine Überzeugung: Jeder Mensch ist ein Künstler!

Vor etwa fünf Jahren verließ ich meine Heimatstadt Berlin, wo ich über 20 Jahre gelebt hatte. Als ich mich gerade an meinem neuen Wohnort Wiesbaden eingelebt hatte, kam das Angebot, wieder für zehn Monate als Fellow am Wissenschaftskolleg nach Berlin zu ziehen. Das hat mich überglücklich gemacht, auch wenn ich zunächst von dem Wohnort Grunewald nicht sehr begeistert war. In meiner gesamten Zeit in Berlin war ich nur zwei Mal in diesem Stadtteil, weil ich in den 90er-Jahren dort meine Visa für Polen und Afghanistan abholen musste. Nachdem ich in den letzten Monaten den Grunewald so gut kennengelernt habe, fühle ich mich im Nachhinein etwas beschämt über meine Ignoranz. Als Schauplatz der Geschichte ist Grunewald von großer Bedeutung. Auch die naturnahe Umgebung meiner Wohnung in der Villa Walther, die sich mir als Rückzugsort anbot, war ideal für die Arbeit, die ich mir während dieses Aufenthalts vorgenommen hatte.

Wenn ich mich fragen würde, welche der Arbeitsphasen, die bei einem Filmprojekt anstehen, mich die meiste Kraft kostet, wüsste ich sofort die Antwort: das Schreiben. Ich glaube, da bin ich unter den Filmemachern auch nicht alleine. Bei jedem Projekt hinterlässt der kraftzehrende Weg vom Drehen bis zur Postproduktion eine langanhaltende Müdigkeit. Parallel zur Produktion muss ich immer schon für das Folgeprojekt schreiben. Und dieses Schreiben ist für mich eine Qual, weil ich sehr wenig Zeit dafür habe und ständig unter einer gewissen Erschöpfung leide. Seit dem Ende meines Studiums wünschte ich mir deshalb eine Ruhezeit, in der ich mich nur auf das Schreiben konzentrieren könnte. Außerdem trage ich zum Teil jahrzehntealte Filmideen mit mir herum, die ich bis jetzt nicht zu Papier bringen konnte. Nun kam endlich die Chance!

Ich begann Mitte Oktober mit einer unvollendeten Arbeit: Schreiben eines Treatments für den Kino-Dokumentarfilm „021 – Tehran and the Unwanted Music“, das ich zwei Monate vorher recherchiert hatte. In dem Filmprojekt geht es um die Underground-Musiker der Stadt Teheran, die trotz offiziellen Verbots ihre Musik in den Teheraner

Kellern spielen und sogar heimlich in bestimmten Cafés der Stadt aufführen. Parallel zum Schreiben habe ich eine 13-minütige Zusammenfassung der Filmaufnahmen geschnitten, die ich mit einem Team bei der Recherche im Juli 2016 gedreht hatte. Damit war dieses Projekt Ende November 2016 abgeschlossen. Seitdem bemüht sich mein Produzent um die Finanzierung des Projekts bei Fernsehsendern und Förderern.

Als die Tage im Grunewald kälter wurden, stieg bei mir die Motivation, meine Ideen und Gedanken zu Papier zu bringen. Es fiel mir aber oft sehr schwer, die Nachwirkungen der wunderbaren Vorträge der Fellow-Kollegen aus dem Kopf zu bekommen. Manchmal saß ich nächtelang über irgendwelchen Referenztexten, die mir bei einem Dienstags- oder Abendkolloquium äußerst spannend erschienen und die ich unbedingt noch lesen wollte. Ich muss ehrlich zugeben, dass ich dadurch meine eigene Arbeit manchmal vernachlässigt habe. Die Chance, mich mit den Themen der Kollegen zu beschäftigen und mich mit ihnen darüber zu unterhalten, wollte ich mir nicht entgehen lassen. Schließlich sind wir genau dafür an diesen Ort gekommen.

Mit meinem zweiten Vorhaben für den Aufenthalt am Wissenschaftskolleg wollte ich mich an fiktionale Stoffe heranwagen. Als erstes hatte ich einen Kurzfilm im Kopf, den ich unbedingt umsetzen wollte. Der Titel heißt „Once in a While“. Das zentrale Thema des Films ist Eifersucht. Es ist die Geschichte eines schwulen Paares, das morgens aufwacht und den Tag gleich mit einem Streit beginnt, in dem es um das Verhalten des einen Partners auf der Party der vorherigen Nacht geht. Die anfänglichen Sticheleien beim Frühstück werden mit der Zeit immer hässlicher und die ganze Streiterei eskaliert. Am Ende des Films wissen weder die Zuschauer noch die Figuren selbst, ob es vielleicht nicht bloß ein schrecklicher Albtraum war. Zum Schreiben der Dialoge musste ich zwar eine Autorin zur Hilfe nehmen, aber am Ende war ich auf das Ergebnis ziemlich stolz. Zum ersten Mal nahm ein Film konkrete Gestalt an, bevor er überhaupt gedreht wurde. Bis jetzt war es bei mir immer umgekehrt: Ich bin an meine Dokumentarfilm-Stoffe mit einer abstrakten Vorstellung und absoluter Offenheit herangetreten; die konkrete Geschichte kristallisierte sich erst am Schneidetisch aus dem gedrehten Material heraus. Ich war es also gewohnt, meine Geschichten anhand der vorliegenden konkreten Bilder zu entwickeln. Bei diesem Kurzfilm entwarf ich die Geschichte anhand eines geschriebenen Manuskripts.

Während die anderen Fellows sich gegen Ende des Jahres auf ihre Weihnachtsferien vorbereiteten, musste ich für meinen Dreh in Bangladesch die Technik-Koffer packen. Wegen der Residenzpflicht am Wissenschaftskolleg war ich gezwungen, den Dreh an

den Feiertagen zu planen, sonst wäre er nicht realisierbar gewesen. Ich bin sehr dankbar, dass die Leitung des Wissenschaftskollegs mir diese Wochen freigegeben hat, damit ich die erste Phase dieses schwierigen Auslandsdrehes abschließen konnte. Es geht bei diesem zweiteiligen Dokumentarfilm für die Fernsehsender SWR/ARTE um Bambus – von der Abholzung im Dschungel bis zur Herstellung von Bambusprodukten. Wir haben bei diesem Projekt beobachtet, wie die Bambusarbeiter unter äußerst schwierigen Bedingungen im Wald den Bambus schneiden, wie die Flößer dann tausende von Bambusstämmen als Riesenfloß durch die Flüsse transportieren und zum Schluss, wie aus diesem Bambus die unterschiedlichsten Produkte entstehen. Der Film fokussiert aber in erster Linie auf die Geschichte der Menschen, die mit dieser Arbeitswelt zu tun haben. Die zweite Drehphase dieses Projekts fand nach meinem Wiko-Aufenthalt im August und September 2017 statt. Der Film wird in Berlin geschnitten und soll bis Ende April 2018 fertiggestellt sein.

Als ich nach meiner ersten Drehphase Ende Januar zurückkam, ging es schon mit der Berlinale los. Das ist die Jahreszeit, in der ich mich der überwältigenden Anziehungskraft des internationalen Kinos nicht entziehen kann. Die zwei Wochen anhaltende Begeisterung über die intensive Sichtung der Filme und die Begegnungen mit Kollegen aus der ganzen Welt schwappte auf meinen Wiko-Alltag über. Die anderen Fellows merkten schnell, dass ich nur noch über Filme redete, die ich gerade gesehen hatte. Auch ist es mir gelungen, einige Fellows in Filme des Festivals zu locken. Die Berlinale ist die Zeit, in der ich für verschiedene Zeitschriften Filmkritiken schreibe. Dazu waren die ruhigen Abende in meiner Wohnung am Wissenschaftskolleg genau das Richtige.

Mit dem Frühling kehrte bei mir wieder etwas Ruhe ein und ich setze mich für mein nächstes Vorhaben an den Schreibtisch: „Past is Present“. Das ist ein autobiografisches Dokumentarfilmprojekt, an dem ich seit mehr als acht Jahren arbeite. Es geht um meine Familienmitglieder, die auf vier Kontinenten zerstreut sind und ständig versuchen, trotz der Entfernung und quasi „Entbindung“ eine Familie zu bleiben. Das Projekt wurde von Anfang an durch Eigenmittel finanziert und muss jedes Jahr aktualisiert werden. Neben dem Schreiben muss ich zwischendurch auch drehen und schneiden, weil manche Ereignisse später nicht nachgedreht werden können. Ich stand mit der Projektentwicklung kurz vor dem Abschluss und hoffte auf eine Finanzierung. Im März und April 2017 schrieb ich an dem Treatment des Projekts weiter und schnitt aus dem bisher gedrehten Material mehrere Clips. Mein Anliegen war es, endlich etwas davon einem Testpublikum zu zeigen, um die Reaktionen kennenzulernen. So habe ich dieses Projekt zum Thema

meines Dienstagskolloquiums gemacht und die Clips den Fellows gezeigt. Die Reaktionen waren überwältigend. Einige Fellows waren von dem emotionalen Konflikt der Protagonisten so sehr berührt, dass bei ihnen Tränen flossen – manche reagierten geradezu verstört, weil die Nähe und Intimität in den Aufnahmen für sie „zu viel“ waren. Von den Diskussionen und Anmerkungen habe ich eine Menge profitiert, was mir für die Weiterarbeit an dem Projekt sehr hilfreich sein wird.

Das schwierigste Unterfangen, das ich mir je vorgenommen hatte, ist, das Drehbuch für einen abendfüllenden Spielfilm zu schreiben, womit ich ebenfalls während meines Wiko-Aufenthalts begonnen habe. „Flexi Load“ heißt der Spielfilm, dessen Geschichte in Bangladesch spielt. Die Idee zu diesem Film beruht auf wahren Begebenheiten. Es geht um einen 17-jährigen Jungen, der in einem Telefonladen arbeitet, wo er das Guthaben auf Pre-Paid Sim-Karten auflädt. Diese Telefonläden sind in Bangladesch überall zu finden und heißen „Flexi-Load-Booth“. Um ein Guthaben aufladen zu lassen, muss man seine Handy-Nummer angeben. Der Protagonist des Filmes fängt irgendwann an, die Nummern von jungen Kundinnen zu notieren, um ihnen nachher eine SMS zu schicken. Die Nachrichten schickt er aber jedes Mal von anderen Sim-Karten, die er zu Dutzenden illegal irgendwo besorgt hat. Zunächst reagieren die Frauen auf die Nachrichten nicht, dann im Laufe der Zeit irgendwann doch, weil die Texte ihr Interesse wecken. Der Junge entwickelt ein regelrechtes Dichtertalent und schreibt sehr einfühlsame Ein- oder Zweizeiler, die neugierig machen. Er kreierte aus sich selbst heraus eine Phantomfigur, die nur in der virtuellen Welt existiert und die niemand zurückverfolgen kann. Er benutzt nämlich die Simkarten nur kurz zum Empfangen und Senden der Nachrichten, damit man ihn nicht aufspüren kann. Was für ihn als ein seltsames Spiel begann, entwickelt sich für die Frauen zu einer komplexen und ernsten Geschichte, die ich hier noch nicht verraten möchte. So ist das mit „Work in Progress“.

Bei meinem Aufenthalt am Wissenschaftskolleg habe ich noch etwas intensiv betrieben, das manche Fellows gar nicht verstehen konnten. Ich schrieb mich von Anfang an bei dem Deutschkurs ein, obwohl ich seit über 25 Jahren in Deutschland lebe und einigermaßen sprechen, lesen und schreiben kann. Es war mir bewusst, dass ich eigentlich immer noch jede Menge sprachliche Defizite habe. Das hat sich auch im Unterricht bei Frau von Kügelgen bewahrheitet. Sie hat mir in diesen zehn Monaten geholfen, auf die richtige Spur zu kommen, um mein Schreiben und Lesen zu verbessern. Leider schreibe ich immer noch nicht fehlerfrei, aber ich gebe mir Mühe, immer besser zu werden. Leider ist das Leben zu kurz, um wirklich perfektes Deutsch zu lernen.

Ich wünschte mir während meiner Fellowship oft, dass ich gar nicht selbst arbeiten müsste, sondern nur noch den anderen Fellows zuhören und ihre Bücher lesen, ihre Fotos anschauen oder ihre Musik anhören könnte. Das wäre schon genug Beschäftigung gewesen. Selbst dafür hätten die zehn Monate nicht gereicht. Jedes Gespräch, das ich mit den anderen Fellows führte, war für mich äußerst bereichernd.

Nicht nur das Schreiben und Lesen und die vielen Unterhaltungen haben mich während der Monate im Grunewald beglückt, sondern auch das Essen, Trinken und Träumen. Jeden Tag freute ich mich auf den Anblick des Blumenstraußes am Eingang zum Vestibül des Hauptgebäudes, den Katarzyna jede Woche sehr liebevoll neu gestaltet, auf das Frühstück mit gutem Kaffee, auf die Mahlzeiten im Wiko-Restaurant, die wir von der wunderbaren Mannschaft der Küche serviert bekamen, die köstlichen Weine, die Dunia uns einschenkte und deren Namen ich sorgfältig notiert habe, auf die Ruhe in dem Klubraum, wo ich oft gearbeitet habe, auf die neuen Zeitungen und Zeitschriften, die ich alle lesen wollte und es doch nie geschafft habe, auf die schöne Wiese im Garten, wo ich oft die Sonne genossen habe, auf den anliegenden See, in dem ich unbedingt schwimmen wollte und mich bis zum Schluss doch nicht getraut habe. Für alle diese wunderbaren Dinge möchte ich mich bei den Engeln des Wissenschaftskollegs ganz herzlich bedanken.